

Friedolin Krentel; Katja Barthel

Arbeiten im Voll-Zug. Ein praxeographischer Reisebericht

2015

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1118>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Krentel, Friedolin; Barthel, Katja: Arbeiten im Voll-Zug. Ein praxeographischer Reisebericht. In: Friedolin Krentel, Alexander Friedrich, Anna Rebecca Hoffmann u.a. (Hg.): *Library Life. Werkstätten kulturwissenschaftlichen Forschens*. Lüneburg: meson press 2015, S. 243–257. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1118>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Arbeiten im Voll-Zug: Ein praxeographischer Reisebericht

Friedolin Krentel, Katja Barthel

Haben sich die Analysen der bisherigen Kapitel zumeist auf die Aussagen und Beobachtungen der Wissenschaftler*innen in der jeweiligen Interviewsituation bezogen, so wird in diesem Exkurs nun eine Beobachtungssituation der Arbeit an und mit Text(en) im „Vollzug“ geschildert. Diese Situation hat sich durch den persönlichen Kontakt zu einer der Befragten mehr oder wenig zufällig ergeben und wurde nicht extra methodisch vorbereitet. Einige Zeit *nach* unserem Interview traf einer von uns eine der befragten Wissenschaftler*innen, Beate Deichler, im Zug und konnte (unbemerkt) ihr praktisches Arbeiten beobachten. Der Exkurs problematisiert noch einmal aus einer anderen Perspektive die Tatsache, dass es sich bei den Aussagen der Befragten immer um selbstreflexive Narrationen des eigenen Tuns handelt, die in einer notwendigerweise „künstlichen“ Interviewsituation performativ und interaktiv mit den Fragenden hervorgebracht werden, sich aber in der tatsächlichen Praxis durchaus auch anders darstellen können.

Auffällig war, dass drei der von uns Befragten (Beate Deichler, Lennart Albrecht, Simon Jakobs) für das Interview eine Publikation ausgewählt hatten, die dem eigenen Bekunden nach „ganz anders als sonst“ entstanden sei, und ihnen damit als Kontrastfolie diene, um ihr „typisches“ Tun verbalisieren und somit „Alltags-Normalität“ narrativ herstellen zu können. Im Anschluss an die Goffman'sche Theatermetaphorik (1973) bewegen sich diese Inszenierungen jedoch zumeist auf der „Vorderbühne“, denn die Interviews waren an den institutionellen Rahmen des universitären Projekts gebunden, während etwa ethnographische Forschung anregt, auch dem Geschehen auf

den „Hinterbühnen“ Aufmerksamkeit zu widmen (vgl. Dellwing und Prus 2012, 53–60 sowie 112–116). Ganz ähnlich äußert sich übrigens auch die beobachtete Protagonistin dieses exkursorischen „Reiseberichts“, Beate Deichler, die auf die Anfrage, ob diese im Vorfeld nicht abgesprochene „Zusatzstudie“ in die Publikation einfließen dürfe, gesteht, dass

... die Interviews ... diese dichte Beschreibung [der Beobachtung] nicht erreichen [können], weil sie eben notwendigerweise auch Anteile von Stilisierung, Inszenierung, Verzerrung und Ausblendung enthalten. (E-Mail Beate Deichler, Dez. 2013)

Neben diesen performativen „Verzerrungen“ zeigte sich aber auch, dass die konkreten Arbeitsabläufe nur äußerst schwer verbalisiert werden können bzw. vieles auch eher „intuitiv“, „automatisch“ oder „unbewusst“ geschieht (vgl. KAPITEL 7). In eine ähnliche Richtung weist auch die Studie von Kornelia Engert und Björn Krey (2013) zu der wechselseitigen Relation zwischen Lesen und Schreiben: Während die Befragten auf die Frage „Wie schreiben Sie?“ (Engert und Krey 2013, 370) auf mehrmaliges Nachfragen zwar die mediale Logik bzw. die Infrastruktur ihres Lesens und Schreibens beschreiben können, werden weitere sequenzielle, diskursive und körperliche Logiken dieser Tätigkeiten erst mittels einer mikroanalytisch beobachtenden Perspektive sichtbar.

Dieser Exkurs versteht sich daher als Versuch, durch eine in Teilen feinauflösende Beschreibung der beobachteten Praxis ausschnitthaft herauszuarbeiten, was in den Interviews unsagbar oder unsichtbar geblieben ist. Um den bzw. der Leser*in das Ausprobieren eigener analytischer und reflexiver Anschlüsse zu ermöglichen, wird der Analyse ein Protokoll der Beobachtungen in Form eines „Reiseberichts“ zur Seite gestellt (kursiv und grau unterlegt). Ganz im Sinne unseres explorativen Vorgehens lautet die leitende Frage dieses Kapitels daher: Welche Einblicke erhalten wir, wenn wir Arbeitsweisen *in situ* und *in actio* beobachten?

Ich stehe am Bahnsteig und warte auf meinen Zug. Der lässt aber noch auf sich warten, weil ich zu früh am Bahnhof angekommen bin (immerhin besser als zu spät). Während ich warte, kommt mir Beate Deichler am Bahnsteig entgegen. Wir unterhalten uns und schnell lenkt sie das Gespräch auf das Projekt Library Life, „von dem sie überall immer wieder erzählt“. Sie zeigt mir zudem auf ihrem Handy einige Fotos einer mit ihr befreundeten

Wissenschaftlerin. Diese sei ein gutes Beispiel dafür, welche Auswüchse das auch von ihr selbst (Beate Deichler) praktizierte System der Wissensorganisation nach dem Mappen- und Stapelprinzip annehmen könne. Auf den Fotos ist ein Arbeitszimmer zu sehen mit bis zur Decke reichenden und von dicken Mappen nur so überquellenden Regalen.

Kurz danach erkundigt sich Beate Deichler bei mir, wie es denn nun

Der persönliche Kontakt zu den befragten Wissenschaftler*innen besteht auch nach den Interviews weiter. Im Falle der von *Library Life* begeisterten Beate Deichler führte dies dazu, dass ein erneutes Zusammentreffen Gelegenheit bot, unsere lediglich punktuelle Datenerhebung in der konkreten Praxis zu überprüfen.

Das ist hier von Bedeutung, weil man bei Interviews auf der Hut sein muss, sind sie doch an die spezifische Interviewsituation gebunden, in welcher sie interaktiv hervorgebracht werden, doch nicht als „Interview an sich“, sondern als notwendig (re-)konstruierte und ihrerseits konstruierend wirksam werdende Erzählungen dessen, was als „normaler“ Alltag beschrieben wird. Fremd- und Selbststilisierungen fließen in die Erzählung ein; soziale Konventionen, Erfahrungen, Absichten und Motivationen der Akteure prägen das Erzählte, dessen Zustandekommen auch von so subtilen Einflüssen wie Sympathie und Abneigung, Tageszeiten, Räumlichkeiten, die persönliche Verfassung und dergleichen abhängt – Dinge, die beim nächsten Mal ganz anders sein können. Und bei alledem ist kaum auszumachen, ob stimmt, was die Befragten uns erzählen und was sie uns verschweigen. Kurz, um den dynamisch-prozessualen Charakter jedweder praktischen Tätigkeit zu erfassen, sind Interviews ein höchst unsicheres methodisches Instrument, aber auch das einzige, das uns zur Verfügung steht (vgl. Methodenreflexion, KAPITEL 1 und KAPITEL 3).

Umso dankbarer sind wir Beate Deichler, dass sie nachträglich zustimmte, die eigentlich nicht vorgesehene Beobachtung „der Wissenschaftlerin beim Arbeiten im Zug“ zu verwenden. Fünf Aspekte, auf die wir auch in unseren Interviews gestoßen sind, lassen sich durch die teilnehmende Beobachtung bestätigen. Beginnen wollen wir aber mit einer signifikanten Diskrepanz zwischen der Selbstdarstellung Deichlers im Interview und der tatsächlich beobachteten Praxis.

(1) Der Irrtum über die eigenen Möglichkeiten

Entgegen ihrer Aussage, ausschließlich und am liebsten zu Hause zu arbeiten, erledigt Beate Deichler wissenschaftliche Arbeiten im Zug. Ihrer Selbststilisierung als passionierte „Heimarbeiterin“ zum Trotz sieht sie sich zum Zeitpunkt unserer teilnehmenden Beobachtung gezwungen, ihr Büro auf die Schiene zu verlagern. Dies hat arbeitsinterne Gründe und ist vor allem eine Frage des Zeitmanagements: Die Drucklegung eines Sammelbandes sitzt ihr im Nacken, die Arbeit drängt. Im Anschluss an die Reisebegegnung entwickelt sich eine weiterführende E-Mail-Korrespondenz, in der Beate Deichler noch einmal explizit Stellung bezieht zur beobachteten Situation. Sie bezeichnet dabei ihr Verhalten selbst als „untypisch“, das sie in Zukunft umso bewusster vermeiden wolle, soweit das möglich sei. Rückblickend konstatiert sie:

weitergehe mit dem Projekt. Ich erzähle ihr bereitwillig, dass wir uns langsam, aber sicher der Zielgeraden nähern würden und vermutlich auch eine Publikation am Ende dabei herauskommen solle. Sie freut sich sichtlich darüber und wird dann kurz von einem Telefonat mit ihrem Mann wegen des für diesen Tag angekündigten Sturms unterbrochen. Danach wendet sie sich wieder mir zu und spricht das Thema der Anonymisierung an. Sie gibt zu bedenken, dass wir für die Publikation die Anonymisierung besonders berücksichtigen sollten, da sie auch über die Titel ihres Buchs oder dessen zentrale Begriffe identifiziert werden könnte. Ich versichere ihr, dass wir das im Blick haben und in jedem Fall an entsprechenden Stellen den Platzhalter „Schlüsselbegriff“ oder „Fachgebiet“ einsetzen würden. Sie stimmt zu.

Endlich kommt der Zug und wir steigen neben einer Reihe anderer Fahrgäste ein und versuchen einen Platz zu finden. Der Zug ist ziemlich voll, sodass wir keine Plätze nebeneinander oder gegenüber finden können. Ich setze mich in eine fast volle Vierersitzgruppe (mit Tisch) und Beate Deichler findet in der direkt danebengelegenen Sitzgruppe einen Platz, sodass wir sozusagen doch nebeneinander sitzen.

Als der Zug losfährt und wir unsere Jacken, Gepäck usw. verstaut haben, führen wir das Gespräch fort, wobei Beate Deichler erzählt, dass sie jetzt neuerdings auch während der Zugfahrten arbeite und beispielsweise heute noch das Register für einen von ihr herausgegebenen Sammelband überarbeiten müsse. Sie fängt mit

Verweis auf ihre Aussagen zur persönlichen Arbeitsweise im Interview hinzu, dass sie deswegen jetzt immer einen Laptop beim Zugfahren dabei habe: „Das habe ich ja vorher noch nie gemacht [sic!], im Zug zu arbeiten. Muss jetzt aber sein, weil das Buch vor Weihnachten in den Druck gehen soll. ... das kann sich also schon auch ändern.“ Als sie dann noch seufzend zugibt: „Ich habe eigentlich gar keine Lust“, frage ich, ob sie denn nun nicht mehr nach dem Lustprinzip arbeiten würde. Beate Deichler erwidert daraufhin: „Die Lust ist vielleicht die, dass das Buch dann endlich fertig ist.“

Da ich Beate Deichler nicht von ihrer Arbeit abhalten will, verhalte ich mich zurückhaltend und schweige. Eigentlich könnte ich jetzt selbst noch etwas lesen, aber dazu verspüre ich im Augenblick keine große Lust. Während ich so dasitze, kommt mir die Idee, dass ich mir während der Zugfahrt die Zeit damit vertreiben kann, Beate Deichlers Arbeitsweise sozusagen live und in actio zu beobachten. Ich verlege mich also darauf, ihre Aktivitäten zu verfolgen und mache mir Notizen auf der Rückseite der zusammengehefteten Kopien des neuen Research Area 8 Schedules. Dabei achte ich darauf, dass das möglichst unauffällig geschieht, habe aber im Verlauf der Zugfahrt immer wieder das Gefühl, von dem gegenüber von Beate Deichler sitzenden Mann hin und wieder komisch beäugt zu werden. Womöglich wundert er sich darüber, was ich da wohl die ganze Zeit schreibe oder warum ich doch verhältnismäßig oft rüberblicke. Ich versuche daher immer wieder, beiläufig aus

... dass ich jetzt (soweit ich es von heute aus absehen kann) nicht vorhabe, in eine neue Ära des ‚Arbeitens im Zug‘ einzutreten. Den Laptop habe ich wegen des Zeitplans von [einer Kollegin], die das Manuskript formatiert hat, ungefähr dreimal mit [an meinen Arbeitsort] genommen, um eben auch mal zwischendurch, z.B. im Zug, zu arbeiten. Danach habe ich den Laptop wieder zuhause gelassen, und ich denke, ich werde auch künftig nur in Drucksituationen und Stoßzeiten im Zug arbeiten und dies (hoffentlich) keineswegs zu meinem neuen Habitus machen. Aber man weiß ja nie, wie einen die allgemeinen Umstellungen im Zeitmanagement mitreißen und ob ich nicht irgendwann doch auch mit Laptop im Zug sitze und die schöne Landschaft draußen nicht mehr sehe. (E-Mail Beate Deichler, Dez. 2013)

Störungen von Ordnungen und Arbeitsweisen, die ein Akteur als „typisch“ oder „normal“ für sich bezeichnet, mögen akzeptabel sein, wenn es sich um vorübergehende „Ausnahmeerscheinungen“ handelt, am besten rückführbar auf externe, temporäre Faktoren. Dies reicht aber nicht aus, um in der konkreten Situation produktiv mit der Störung umgehen zu können. Um Arbeitsstile temporär und partiell neuen Bedingungen und Kontexten anzupassen, sind Arbeitstechniken und Kompetenzen notwendig, auf die wir in unserer Erkundung der wissenschaftlichen Arbeit und Textproduktion immer wieder gestoßen sind. Am Beispiel „Beate Deichler im Zug“ lassen sie sich noch einmal anschaulich illustrieren.

(2) Technisches und infrastrukturelles Equipment

Bevor Deichler notgedrungen im Zug mit ihrer Arbeit am und mit dem Text beginnen kann, stellt sie eine in doppelter Hinsicht funktional wirkende Ausgangssituation her. Zum einen besorgt sie sich einen Laptop bzw. ist gewillt, den Haus-Laptop zum Reise-PC umzufunktionieren. Außerdem hat sie im Vorfeld der Zugfahrt die Manuskripte ausgedruckt, die sie stapelweise bei sich trägt. Und nicht zuletzt fehlt auch das (laut Selbstauskunft im Interview) obligatorische Naschwerk nicht – hier in Form eines, späteren Angaben zufolge, „sehr klebrigen“ Gebäckstücks. Deichler schafft sich bereits prospektiv die nötige Infrastruktur für ihre Arbeitsweise und die anstehenden Aufgaben.

Zum anderen lässt diese materiell wie körperlich und (im Laufe der Arbeit immer weiter) raumgreifende Infrastruktur über Tisch und Mitreisende hinweg eine Art geschützten Raum entstehen, den Engert und Krey (2013, 369) in Anlehnung an Goffmann (1982) als „egozentrische ‚Territorien des Selbst‘“ bezeichnen. „Computerbildschirme, Bücher und Notizbücher“ fungieren dabei

dem Fenster zu schauen und möglichst unauffällig das Tun von Beate Deichler zu beobachten.

Ich sehe, wie Beate Deichler ihren Laptop aus der Tasche holt und vor sich auf den Tisch der Sitzgruppe stellt. Dieser Tisch ist relativ schmal und es sitzen drei weitere Personen daran, d.h. die Vierersitzgruppe ist voll besetzt. Deichlers Sitznachbarn fühlen sich davon aber offensichtlich nicht gestört, sondern lesen bzw. schlafen weitestgehend unbeteiligt. Deichlers ca. 15,4" Laptop nimmt auf dem Tisch etwa ein Drittel der Fläche ein und verfügt über ein spiegelndes Display (sodass ich von meiner Sitzposition aus kaum etwas darauf erkennen kann). Sie öffnet nach dem Hochfahren mit Word das Dokument, in dem sich vermutlich das Register ihres Buchs befindet. Zusätzlich zum Laptop legt sie links neben sich eine Papiertüte auf den Tisch. In dieser befindet sich ein klebriges Stück Kuchen, von dem sie im Laufe der Zugfahrt parallel zur Arbeit immer wieder abbeißt und es dann auf die Tüte zurücklegt. Außerdem platziert sie einen großen und sichtlich schweren, ca. 10 cm dicken Stapel Papier auf ihrem Schoß. Bei diesem handelt es sich vermutlich um das ausgedruckte Manuskript mit den Beiträgen zu ihrem Buch. Sie sucht sich aus dem Stapel den Registerausdruck heraus, der mit einer Büroklammer zusammengehaltenen wird, und legt die restlichen Papiere zurück in die Tasche zu ihren Füßen.

Dann beginnt sie, die handschriftlichen Bleistiftnotizen auf dem Registerausdruck zu lesen, um anschließend entsprechende

Änderungen in der Word-Datei vorzunehmen. Gleich anfangs fragt sie mich kurz nach meiner Meinung zu einem Indexeintrag, der einem bestimmten Wissenschaftsansatz gemäß eingerichtet sein soll, doch bestehe einer der Autoren ihres Buchs auf einer etwas abweichenden Formulierung. Dadurch könnten dann aber die entsprechenden Stellen im Buch nicht mehr gefunden werden. Ich antworte eher ausweichend und unverbindlich, dass dies auch mit der z.T. uneinheitlichen Verwendung solcher Begriffe in der Forschungsliteratur zusammenhängen kann. Daraufhin erklärt sie mir als Lösung oder Kompromiss, dass sie die abweichende Formulierung als eigenen Unterpunkt unter der gängigeren Bezeichnung in ihr Register aufnehmen werde. Nachdem sie dies gesagt hat, beginnt sie an der Word-Datei zu arbeiten und fährt damit fort, den Registerausdruck von oben nach unten, Seite für Seite durchzugehen, was sie z.T. auch mit dem Finger am Zeilenrand gestisch nachvollzieht. Zwischendurch tippt sie weitere Ergänzungen in das Dokument.

In diesem Tun wird Beate Deichler nach einer kurzen Weile dadurch unterbrochen, dass der Kontrolleur kommt und die Fahrkarten der Zugestiegenen sehen möchte. Sie legt die Registerliste beiseite und kramt in ihrer Tasche nach der Fahrkarte. Als sie dem Schaffner das ausgedruckte Online-Ticket zeigt und dieser es abstempelt, deutet sie auf den Stempel und sagt: „Da muss mal eine neue Farbe rein“. Der Schaffner hält inne, lacht kurz, geht dann aber nicht

... als gleichermaßen effektive wie taktvolle ‚involvement shields‘ (Goffman 1986), welche die soziale Adressierbarkeit schreibender oder lesender Teilnehmer situativ regulieren. (Engert und Krey 2013, 369)

Der*Die mit Laptop und Unterlagen Präparierte kann gar nicht von Fremden im Zug angesprochen und gestört werden – er*sie arbeitet ja. Auch die Mitreisenden um Deichler nehmen die raumgreifende Praxis der Zugfahlerin gelassen hin; niemand nimmt Anstoß, dass Deichlers Arbeitsbereich expandiert. Die Evidenz der Arbeit scheint dulddende Anerkennung, keinen Konflikt zu verlangen – auch bei mir bewirkt Deichlers Tun ein zurückhaltendes Verhalten und die Einsicht, sie nicht zu stören.

Stattdessen mache ich mir Deichlers performative Herstellung eines sie „schützenden Raums“ zunutze, denn solange sie sich ungestört fühlt, kann ich sie beobachten. Ich hole Stift und Papier heraus und kann mich nun gleichermaßen als „Arbeitender“ fühlen, in meinem selbstkreierten Arbeitsraum *vis à vis* mit dem Objekt meiner kulturwissenschaftlichen Beobachtung. Ich bin nicht mehr bloß Zugreisender, ich bin aufmerksamer Beobachter einer wissenschaftlichen Studie, deren Durchführung jetzt besonders diskret erfolgen muss.

(3) Aufmerksamkeitsmanagement – Festlegen, Fokussieren, Ausblenden

„Geschützte Räume“ im Engert/Krey’schen Sinne sind vor allem mentale Räume. Doch wie durchlässig oder kompakt sind ihre Grenzen? Beate Deichler scheint sich relativ schnell auf ihre Arbeit konzentrieren zu können. Bis auf die kurze Nachfrage zur Indexproblematik ist der hohe Immersionsgrad der Wissenschaftlerin in ihre Tätigkeit augenscheinlich; der Kontakt zur Außenwelt scheint vollständig abgebrochen. Ihr Aufmerksamkeitsfokus richtet sich ausschließlich auf Manuskript, Stapel, Notizen, Laptop, Bildschirm. Ich habe den Eindruck, stiller Beobachter eines hochkonzentrierten Arbeitsprozesses zu sein.

In diesem Zusammenhang lässt sich Deichlers Aussage, dass sie parallel zum Arbeiten „eigentlich immer isst“, auch in der Praxis bestätigen. Nachträglich ergänzt sie in der E-Mail-Korrespondenz, dass der Kuchen furchtbar klebrig war, sodass die Computertasten verschmierten, was sie als sehr unangenehm empfunden habe. Verallgemeinernd deutet sie in der E-Mail das Essen oder besser Naschen als idiosynkratischen Ausdruck ihrer „punktuelle[n] Konzentration“, wodurch „ich alles um mich herum ausblenden kann, aber mich irgendwie doch porös dafür halte – z.B. dass ich nebenbei esse“ (E-Mail Beate Deichler, Dez. 2013).

weiter drauf ein, sondern wendet sich anderen Reisenden zu.

Nach dieser Unterbrechung holt Beate Deichler ihr klebriges Stück Kuchen aus der Papiertüte. Sie beißt ab, legt es zurück, greift sich erneut den Ausdruck ihrer Registerliste mit den handschriftlichen Notizen und geht die Liste weiter durch. Dann tippt sie auf der Tastatur des Laptops etwas in den Computer ein, wobei sie weitestgehend nur ihre Zeigefinger benutzt. Sie scrollt per Touchpad das Worddokument runter, liest zugleich am Bildschirm und im Manuskript auf ihrem Schoß, so dass sich die Blickrichtung immer im Wechsel entweder auf das Papier oder den Bildschirm, auf die Tastatur und das Touchpad konzentriert. Zwischendurch greift sie immer wieder zum Kuchenstück und isst es nebenbei allmählich auf. Legte sie den Kuchen anfangs immer wieder auf die Papiertüte, so behält sie ihn nach einer Weile ständig in der linken Hand, bis er aufgeessen ist. Daraufhin knüllt sie die Papiertüte zusammen und packt sie in die Tasche zu ihren Füßen.

Zu ihrer Körperhaltung fällt mir noch ein, dass sie die meiste Zeit mit übereinandergeschlagenen Beinen gerade und leicht nach vorne gebeugt am Tisch sitzt. Sie macht dabei auf mich den Eindruck, ziemlich vertieft in ihr Tun zu sein, da sie trotz eines deutlich vernehmbaren Telefongesprächs zwei Reihen vor uns ihre Tätigkeit in keinsten Weise unterbricht oder sich sichtbar ablenken lässt. Auch die direkt neben und gegenüber von ihr sitzenden Reisenden schaut sie nicht an. Ihr visueller Aufmerksamkeitsfokus ist (bis auf die Unterbrechung durch

den Schaffner) ausschließlich auf ihren Laptop, das Papier und anfänglich noch das Gebäckstück gerichtet.

Als sie die Liste mit den Registereinträgen durchgegangen ist, holt sie wieder den umfangreichen Papierstapel aus der Tasche zu ihren Füßen hervor und platziert ihn mit dem Text nach oben auf ihrem Schoß. Die Seiten der Ausdrücke sind einseitig bedruckt und einige Beiträge (jeweils 20–30 Seiten) werden mit Büroklammern zusammengehalten. Offensichtlich handelt es sich um die einzelnen Aufsätze ihres Buchs. Wie ich aus den breiten Rändern auf den A4-Seiten schließe, scheint es sich um Korrekturausdrücke zu handeln, die eventuell schon an das Format des künftigen Buchs angepasst worden sind.

Deichler beginnt nun, den gesamten Stapel auf ihrem Schoß, Einzelstapel für Einzelstapel, Seite für Seite, von vorn nach hinten, Zeile für Zeile sorgfältig durchzugehen. Sie verweilt dabei unterschiedlich lang auf den einzelnen Blättern – manchmal nur wenige Augenblicke, manchmal etwas länger (bis zu zehn Sekunden). Mir fällt auf, dass sie insbesondere bei den letzten Seiten, wo ich aufgrund der Formatierung das Literaturverzeichnis ausmachen kann, länger innehält. Auch auf der jeweils ersten Seite der Beiträge (das schließe ich aus den abgesetzten Titeln) verweilt sie deutlich länger und scheint einige Stellen nachzulesen oder das Layout zu prüfen.

Zwischendurch notiert sie sich auf der allerersten Seite des Gesamtmanuskripts einige Stichpunkte. Sie nutzt

Trotz klebriger Finger und obwohl sie „gar keine Lust“ hat, gelingt es Deichler, eine hochkomplexe Operationskette aus computergestützten Schreib- und Lesetätigkeiten mit unterschiedlichen Materialien und Medien aufzubauen und während der gesamten Dauer der Zugfahrt (2 Stunden) konstant am Laufen zu halten – ungeachtet der ungewohnten Umgebung. Diese Form der Konzentration an diesem Ort, dem belebten Zug, ist nicht zuletzt deswegen möglich, weil Deichler ihre Operationsketten sorgfältig vorbereitet hat. Inhaltliche Zielsetzung, Abfolge und Durchführung der anstehenden Arbeiten (Überarbeitung des Registers) sind klar festgelegt und begrenzt. Die materielle und technische Infrastruktur steht zur Verfügung – es stellt sich eigentlich nur die Frage, ob die Zugfahrt ausreicht, um alles zu erledigen.

Wichtige Kompetenzen, die in unseren Interviews immer wieder als Kernstücke der wissenschaftlichen Textproduktion thematisiert wurden, treten hier sinnbildlich vor Augen: Wer weiß, womit er*sie sich beschäftigen will/soll/muss (*auswählen, gewichten, festlegen*), kommt dennoch nur weiter, wenn er*sie die nötige Konzentration aufbringt, das Ziel auch zu verfolgen (*fokussieren*). Darüber hinaus muss er*sie permanent entscheiden, welche zusätzlichen Faktoren in den Fokus rücken dürfen/sollen/müssen und welche hingegen abzuweisen sind, weil sie die Operationskette ggf. zum Erliegen bringen würden (*ausblenden*). Zu wissen, welche Faktoren störend, welche bereichernd und welche vielleicht störend, aber dennoch bereichernd sind, ist freilich eine schwierige Aufgabe, die denjenigen gelingt, die festlegen, fokussieren und ausblenden können.

(4) Flexibler Wechsel zwischen multiplen Handlungsanforderungen und Interaktionsmodi

Bei der einseitigen Konzentration auf eine bestimmte Sache und dem Ausblenden äußerer Störfaktoren lässt es sich indes natürlich nicht bewenden. Auch dies zeigt uns Beate Deichler im Zug auf schöne Weise. Der mutmaßliche Bann, in den sie während ihrer Arbeitssession im Fernverkehrsmittel gerät, wird recht schnell unterbrochen durch eine Situation, die in Zügen erwartbar ist – der Schaffner erscheint und verlangt von den Zugestiegenen die Fahrkarten. Der „geschützte Raum“ wird porös. Halten sich Mitfahrende meist zurück, die arbeitende Person im Zug bewusst zu stören, so ist es die Pflicht des Schaffners, genau das zu tun. Aus sozialen und sonstigen Gründen ist es geboten, dass Beate Deichler ihn nicht ignoriert, und in der Tat erfolgt prompt das Vorzeigen der Fahrkarte, spontan und routiniert.

Diese Szene betonen wir nicht wegen der Fahrkartenkontrolle, sondern weil sich an Deichlers Verhalten noch etwas anderes ablesen lässt – nämlich wie mühelos sie in der Lage ist, schnell von einem Kontext in einen anderen „umzuschalten“. Gerade noch in die Arbeit vertieft, bringt sie sich in einer

dazu den rechten Rand des Blattes, schräg oberhalb vom gedruckten Text. Kommen weitere Ergänzungen hinzu, fügt sie diese mit einem kleinen Absatz darunter ein. Einmal schaut sie in den Papieren auf ihrem Schoß auf einer der hinteren Seiten etwas nach, geht dann aber gleich wieder zurück zur aktuellen Seite vor sich. Die durchgesehenen Einzelstapel landen schließlich auf einem zweiten Stapel, den Deichler links neben dem zugeklappten Laptop platziert. Dadurch beansprucht sie einen noch größeren Teil des Tisches für sich und ihr Tun, was von den drei ebenfalls an dem Tisch sitzenden Mitreisenden ohne sichtbare Reaktion hingenommen wird. Unaufhörlich wandern die Einzelstapel vom Stapel auf dem Schoß zum anwachsenden Stapel links des Laptops. Dort legt Deichler sie mit der Textseite nach unten ab. Die Operationskette folgt der linearen Chronologie des Buchs und seiner Einzelbeiträge (Stapel für Stapel auf dem Schoß) und wird vom Stapel links des Laptops rückläufig gewahrt, da die einseitig bedruckten Kapitelseiten jetzt gewendet – also mit dem Text nach unten – geschichtet werden.

Nach einiger Zeit erreicht Deichler die Mitte des Manuskripts, wo die Seiten nicht mehr mit Büroklammern zusammengehalten werden, sondern lose aufeinander liegen. Sie blättert in den einzelnen Seiten, auf denen ich an manchen Stellen handschriftliche Anmerkungen sehen kann. Außerdem erkenne ich, dass sich auf einigen Ausdrucken per Word-Kommentarfunktion angemerkte Stellen befinden. Diese scheinen für Deichlers derzeitige

Tätigkeit aber wenig Relevanz zu haben, jedenfalls fällt mir nicht auf, dass sie an diesen Stellen innehält. Sie blättert und blättert, notiert sich hin und wieder etwas auf der ersten Manuskriptseite (die jetzt die unterste im Stapel links neben dem Laptop ist; wenn Deichler sie braucht, nimmt sie den gesamten Stapel, wendet ihn und legt ihn anschließend sofort wieder, sorgfältig wie gehabt mit der Textseite nach unten, neben den Laptop). Manchmal lehnt sie sich zurück, greift ein einzelnes Blatt, überfliegt es und legt es dann weg. Mitunter fährt sie eine Stelle mit dem Finger nach und macht sich erneut auf der ersten Seite des Manuskripts eine Notiz. Nach einiger Zeit hat sie auf diese Weise die losen Blätter in der Mitte des Gesamtstapels durchgesehen und es folgen wieder die mit Büroklammern zusammengehaltenen Ausdrücke. Auf der Rückseite des letzten losen Blattes klebt ein gelbes Post-it, bei dem ich nicht erkennen kann, ob und wenn ja was darauf steht. Es scheint auch für Beate Deichler gerade keine Rolle zu spielen, denn sie legt auch dieses letzte Blatt auf den Stapel der durchgesehenen Manuskripte links neben den Laptop.

Erneut geht es nun weiter mit den durch Büroklammern zusammengehaltenen Texten. Ich beobachte jetzt genauer Deichlers Handhaltung und bemerke, dass sie beim Durchsehen des auf ihrem Schoß liegenden Manuskripts die linke Hand meist am unteren Seitenrand ruhen lässt (die Fingerspitzen liegen knapp unterhalb des Schriftsatzes auf dem Papier). Dadurch kann sie schnell

völlig anderen sozialen Situation sofort als aktive Akteurin ein. Mit ihrem koketten Hinweis auf das Farbband reißt sie den Schaffner sogar aus dessen Routine, der so schnell nichts zu antworten weiß. Ebenso gut könnte man unser Gespräch am Ende der Zugfahrt anführen – gerade noch mit Registern beschäftigt, geht es nun um Nikolausüberraschungen. Ein flexibles, „implizites“ (Handlungs-)Wissen in all seinen sozialen, kulturellen, materiellen und sonstigen Facetten, wie wir es ähnlich in Kapitel 7 beschrieben haben, und die Fähigkeit, sich rasch in wechselnden Kontexten orientieren zu können, ist nicht nur bei der kognitiven und textuellen Arbeit von Bedeutung, sondern wird genauso in der Bürosituation, im Umgang mit Studierenden, Wissenschaftler*innen verschiedener Statusgruppen und letztlich auch im (Zug-)Alltag relevant. Es ist natürlich ein entscheidender Vorteil für das Arbeiten unter widrigen Umständen, wenn es einem leicht fällt, schnell „umzuschalten“. Tätigkeiten in verschiedenen Kontexten und begrenzten Zeitfenstern auszuüben, ist dann einfacher, weil man nicht jedes Mal befürchten muss, bei der nächsten Störung desorientiert zu sein.

In der beobachteten Arbeitspraxis von Beate Deichler zeigt sich eine Art Flexibilität und Anpassungsfähigkeit, die sich nicht nur auf das situative sozio-normative Setting des Zugfahrens bezieht und dieses in die Operationskette integriert, sondern auch räumliche Gegebenheiten vor Ort betrifft. Durch die Auslagerung von Reisegepäck und Laptop-Tasche auf die über dem Sitz befindlichen Fächer, durch die Verteilung der Papierstapel auf Schoß, Tisch und Tasche am Boden nimmt Deichler den beengten Raum um sich herum in Beschlag und gestaltet ihn dem reduzierten Platzverhältnis und der Situation entsprechend zu einem akzeptablen Provisorium um. Wenn Engert und Krey mit Blick auf computergestützte Schreib- und Lesetätigkeiten von den Praxisformen des „Nebeneinander“ und „Gegenüber“ sprechen, in die „Bildschirm ... codierte Daten ... Kladden und Protokolle ... eingelassen“ sind (Engert und Krey 2013, 370), dann ließe sich mit Deichler ein geschichtetes „Aufeinander“ ergänzen, das horizontal wie vertikal verläuft.

(5) Technikinduzierte Ergonomien

Es dürfte bereits deutlich geworden sein, dass das Prinzip des Stapelns respektive der Stapel (als Ganzes wie als Teilstapel) im Fall Beate Deichler eine Qualität gewinnt, die sich auch auf das konkrete Handeln der Forscherin auswirkt. Ausgehend vom Stapel auf dem Schoß entstehen immer mehr, aber auch nicht beliebig viele Stapel. Versucht man die Binnenstruktur des Stapels heranzuzoomen, so wird ein handlungsstrukturierendes Prinzip sichtbar. Die durch Büroklammern zusammengehaltenen Teilstapel folgen einer materialisierten Logik der Buchkapitel in Chronologie. Da sie die Arbeitseinheiten bilden, auf die sich Deichlers Tun konzentriert, strukturieren sie die Handlungssequenzen der Wissenschaftlerin. Die lineare Logik des Buchs

weiterblättern, ohne ihre Hand erst zum Papier führen zu müssen. Manchmal, wenn das Umblättern nicht klappt und sie mehrere Seiten erwischt hat, nimmt sie die rechte Hand zur Hilfe. Ansonsten aber hält sie mit dem Daumen die untere Ecke der Manuskriptseiten fest und klappt das obere Blatt mit der linken Hand rasch zur Seite hoch (die Büroklammer macht dies notwendig). Diese Routine wird nur dann unterbrochen, wenn Deichler einen Text durchgesehen hat und ihn, mit der Druckseite nach unten, zu den durchgesehenen Texten neben den Laptop legt; oder wenn sie etwas auf der ersten Seite des Gesamtmanuskripts notiert, wofür sie allerdings jedes Mal den kompletten Stapel umdrehen muss, da die erste Seite im Manuskript ja die unterste im Stapel ist und mittlerweile unter der Masse der bearbeiteten Teilstapel fast zu verschwinden droht.

Nach einer Weile beginnt Deichler daher, eine neue Stapelordnung herzustellen. Die neu durchgesehenen Beiträge sammelt sie nun auf dem zugeklappten Laptop, weiterhin mit der Textseite nach unten. Den alten Stapel links vom Laptop, auf dem bisher die durchgesehenen Manuskripte landeten, dreht sie im Gesamten mit dem Schriftbild nach oben um, so dass die erste Manuskriptseite wieder vorn liegt, auf der Deichler sich direkt Notizen machen kann, ohne jedes Mal das gesamte Konvolut wenden zu müssen.

Anschließend geht Deichler die restlichen Texte durch. Insgesamt streicht sie nur ein einziges Mal eine Stelle direkt auf einer gerade

angesehenen Seite an, ansonsten findet die Schreibaktivität (kurze Notizen) nur auf der erwähnten ersten Seite des Gesamtmanuskripts statt, die sich allmählich mit immer mehr handschriftlichen Anmerkungen füllt.

Bei dieser Tätigkeit scheint Beate Deichler sehr gebannt und konzentriert zu arbeiten und wenig von der Zugfahrt mitzubekommen. Beispielsweise schaut sie nicht auf (und aus dem Fenster), als der Zug einen hohen Hang entlang fährt und man auf ihrer Seite einen weiten Ausblick über das unten gelegene Tal und den darin fließenden Fluss hat (was mich aus meiner Erfahrung beim Lesen während des Zugfahrens eigentlich immer aus der Leseroutine reißt).

Als sie endlich den gesamten Stapel (mit allen Teilstapeln und losen Blättern) durchgesehen hat, packt Beate Deichler ihre Brille, die sie die ganze Zeit aufgehaut hat, in ein festes Etui und dieses in die Tasche zu ihren Füßen. Anschließend vereint sie die beiden Stapel wieder, indem sie den auf dem Laptop liegenden Stapel (mit der Textseite nach unten) wendet und in Leserichtung auf ihrem Schoß platziert; anschließend legt sie den schon nach oben gedrehten Stapel links vom Laptop direkt darauf. Die erste Seite mit den Notizen liegt auch jetzt ganz oben auf dem Gesamtstapel.

Nun klappt sie erneut den Laptop auf und fährt ihn durch einen Tastendruck hoch. Sie kramt ihre Brille wieder aus der Tasche hervor, setzt sie auf. Anschließend öffnet sie die zuvor bearbeitete Word-Datei mit dem Register und

– noch feiner aufgelöst: das chronologische An- und Hintereinandertreten der einzelnen Seiten – duldet keine Anachronie, jedenfalls nicht in der Phase des Lektorats, und fließt so unvermerkt in die Registererstellung mit ein.

Mit dieser Linearität und Chronologie verbindet sich ein gewisser Wiederholungscharakter, ein Rhythmus des Handelns, der sich bei Deichler in der systematischen Durchsicht des Manuskripts – Seite für Seite, Zeile für Zeile – zeigt. Aus der Beobachterperspektive werden solche Frequenzen und Taktungen sichtbar; von den unmittelbar involvierten Akteuren hingegen werden sie, auch im Nachhinein, nur selten bewusst erfahren, weil sie sich auf die inhaltlichen Aspekte ihres Tuns konzentrieren.

Diese nicht verbalisierbaren oder auch „unbewussten Abläufe“ der Textarbeit sind allerdings höchst aufschlussreich. So lässt sich im Fall von Beate Deichler aufgrund meiner Beobachtung von Handbewegung und -haltung schließen, dass sich eine – sicher nicht intentionale – motorische Effizienz in Form einer spezifischen Routine beim Durchblättern des Manuskripts herausgebildet hat. Die spezifische Handhaltung ermöglicht das zügige Umschlagen der Seiten bei gleichzeitig minimalem motorischem Aufwand im begrenzten Raum. Treten Irritationen oder Störungen auf – z.B. wenn versehentlich mehrere Seiten umgeblättert werden –, wird die motorische Routine unterbrochen und der Zugriff der rechten Hand ist notwendig.

Neben Deichlers Hantieren mit dem Manuskript auf ihrem Schoss lässt sich auch für den Umgang mit dem Ablegestapel links des Laptops eine aus dem Arbeitsprozess hervorgehende Optimierungsleistung aufzeigen. Die lineare Logik der chronologischen Materialbearbeitung samt deren Bewegung im Raum, vom Stapel auf dem Schoß zum Stapel links des Laptops, ist dem zügigen Notieren einzelner Stichworte auf der ersten Seite des Manuskripts hinderlich. Denn die erste Manuskriptseite ist – verkehrt herum gelegt (mit der Textseite nach unten) – zugleich das unterste Blatt im Stapel und wandert, überlagert von allen nachfolgenden Papieren, immer tiefer in der Stapelordnung hinab. Will man nicht riskieren, durch das Herausziehen einer einzelnen Seite die Architektur und interne Chronologie des gesamten Stapels zu gefährden, so muss jedes Mal der anwachsende Ablagestapel im Ganzen umgedreht werden, um die Stichpunktliste auf der ersten (oder untersten) Manuskriptseite fortzuführen. Das effiziente Ablegen steht hier dem effizienten Notieren entgegen. Dieses Hemmnis löst Deichler im Vollzug der Arbeit dadurch, dass sie zum späteren Zeitpunkt den Ablagestapel (links vom Laptop) umdreht, so dass die zur untersten gewordene „erste Seite“ (mit den Notizen) in der Stapelordnung wieder oben zu liegen kommt und nun gut zugänglich ist. Der dadurch in seiner Funktion unbrauchbar gewordene Ablagestapel links vom Laptop, wird durch einen neuen Stapel ersetzt, der das Prinzip des früheren Stapels fortführt: Auf dem Laptop sammeln sich nun die durchgesehenen Textbündel und Einzelseiten – wie bisher mit der bedruckten

tippt dort etwas ein. Dabei schaut sie ständig zwischen den Notizen auf der ersten Seite und dem Monitor ihres Laptops hin und her. Bei Blickkontakt zum Monitor scrollt sie mit dem Touchpad in dem Worddokument hin und her und tippt anschließend an die ausgewählten Stellen etwas ein.

Als sie damit fertig ist, speichert Beate Deichler die Datei ab, schließt Word und fährt den Laptop herunter. Außerdem packt sie die Brille wieder weg und klappt den Laptop zu.

Anschließend steht sie auf und steckt den dicken Papierstapel in eine auf der Gepäckablage befindliche Tragetasche, in die sie anschließend auch den Laptop in einer extra gepolsterten Hülle verstaut.

Hiernach wendet sie sich an mich und erkundigt sich, womit ich meine Kinder zum Nikolaus überraschen wolle. Damit leitet sie unsere weitere Unterhaltung ein, die wir bis zum Zielbahnhof fortführen.

Seite nach unten. Ohne es zu bemerken, hat Beate Deichler mehrere verzahnte Abläufe ihres Arbeitsprozesses (Notieren und Ablegen, Korrigieren und Dokumentieren, Trennen und Wiederzusammenfügen) einer ungewohnten Umgebung angepasst und gleichzeitig alle Operationsketten den Umständen entsprechend optimiert.

Alles in allem zeigt sich in unserer teilnehmenden Beobachtung „der Wissenschaftlerin beim Arbeiten im Zug“, wie es Deichler unter erschwerten Bedingungen konkret versteht, aktiv mit Diskrepanzen und Störungen umzugehen, sodass die Affirmation und produktive Auseinandersetzung mit der Störung die Möglichkeit eröffnet, akademische Arbeitsweisen in neue Kontexte zu transformieren und sie so letztlich zu stabilisieren.